

»Das ist aber kein Beweis dafür, dass die da ihn nicht ermordet haben«, versuchte der Bürgermeister seine Autorität zurückzuerlangen, aber alle Aufmerksamkeit war auf Antonio José Bolívar gerichtet.

Der Alte nahm die Leiche erneut in Augenschein.

»Ein Ozelotweibchen hat ihn getötet. Das Männchen muss hier in der Nähe herumlaufen, vielleicht verwundet. Das Weibchen hat den Mann getötet und ihn danach mit Urin markiert, damit die anderen Tiere ihn nicht fressen, während sie das Männchen sucht.«

»Ammenmärchen. Diese Wilden haben ihn umgebracht und danach mit Katzenpisse begossen. Ihr glaubt aber auch jeden Unsinn«, verkündete der Bürgermeister.

Die Shuar wollten widersprechen, aber die Revolvermündung, die auf sie gerichtet war, gebot ihnen unmissverständlich zu schweigen.

»Und wieso sollten sie das tun?«, schaltete sich der Zahnarzt ein.

»Wieso? Was für eine Frage, Doktor! Um ihn auszurauben. Warum denn sonst? Diese Wilden schrecken doch vor nichts zurück.«

Verärgert schüttelte der Alte den Kopf und warf dem Zahnarzt einen Blick zu. Der verstand, was Antonio José Bolívar im Sinn hatte, und half ihm, die Habseligkeiten des Toten auf den Planken des Bootsstegs auszubreiten.

Eine Armbanduhr, ein Kompass, ein Portemonnaie mit Geld darin, ein Benzinfeuerzeug, ein Jagdmesser, eine Silberkette mit einem Anhänger in Form eines Pferdekopfs. Der Alte wandte sich in dessen Sprache an einen der indigenen Männer, woraufhin der Shuar in sein Kanu sprang und ihm einen grünen Segeltuchrucksack reichte.

Darin entdeckten sie Gewehrpatronen und fünf winzige Ozelotfelle. Gefleckt, nicht größer als eine Handspanne. Sie waren mit Salz eingerieben und stanken, wenn auch nicht so bestialisch wie der Tote.

»Nun, Exzellenz, sieht so aus, als wäre der Fall gelöst«, sagte der Zahnarzt.

Immer noch schwitzend sah der Bürgermeister erst die Shuar, dann den Alten, die anderen Dorfbewohner und schließlich den Zahnarzt an und wusste nicht, was er antworten sollte.

Beim Anblick der Felle wechselten die Shuar ein paar aufgeregte Worte und sprangen in ihre Kanus.

»Halt! Ihr rührt euch nicht vom Fleck, bevor ich es sage«, befahl der Dicke.

»Lassen Sie die Shuar gehen. Sie wollen aus gutem Grund weiterrudern. Oder haben Sie die Lage immer noch nicht durchschaut?«

Kopfschüttelnd sah der Alte den Bürgermeister an. Unvermittelt griff er nach einem kleinen Fell und warf es ihm zu. Mit angeekeltem Gesichtsausdruck fing der schweißtriefende Dicke es auf.

»Denken Sie nach, Exzellenz. Haben Sie in all den Jahren hier denn gar nichts gelernt? Denken Sie nach. Der verfluchte Gringo hat ihre Jungtiere getötet und das Männchen mit Sicherheit verletzt. Schauen Sie sich den Himmel an – es fängt jeden Moment an zu regnen. Stellen Sie sich die Situation vor: Das Weibchen muss jagen gegangen sein, wollte sich den Bauch vollschlagen, um die Jungen während der ersten Wochen der Regenzeit säugen zu können. Sie waren noch nicht entwöhnt, und das Männchen ist bei ihnen geblieben, um aufzupassen. So ist das in der Tierwelt, und währenddessen muss der Gringo sie überrascht haben. Jetzt streift das Weibchen dort umher, verrückt vor Kummer. Jetzt macht sie Jagd auf Menschen. Es muss ein Leichtes für sie gewesen sein, der Spur des Gringos zu folgen. Sie brauchte nur die Witterung des Milchgeruchs aufzunehmen, den der Mistkerl auf dem Rücken mit sich herumtrug. Sie hat bereits einen Menschen getötet. Sie weiß, wie Menschenblut riecht und schmeckt, und für ihr kleines Raubtiergehirn sind wir alle die Mörder ihres Wurfs, alle Menschen riechen für sie gleich. Lassen Sie die Shuar gehen. Sie müssen ihr Dorf und die umliegenden Siedlungen warnen. Mit jedem Tag, der vergeht, wird die Raubkatze verzweifelter und gefährlicher, und sie wird in der Nähe der Ortschaften Blut suchen. Dieser elende Dreckskerl von Gringo! Schauen Sie sich die Felle an: winzig, unbrauchbar. So kurz vor der Regenzeit zu jagen, noch dazu mit einem Gewehr! Sehen Sie sich die Einschusslöcher an. Geht Ihnen endlich ein Licht auf? Sie haben die Shuar beschuldigt, und wie sich jetzt herausstellt, war der Übeltäter ein Gringo. Während der Schonzeit hat er gejagt, noch dazu geschützte Arten. Und was das Gewehr angeht, so kann ich Ihnen versichern, dass die Shuar es nicht haben, denn sie haben den Mann weit entfernt von dem Ort gefunden, an dem er gestorben ist. Sie glauben mir nicht? Dann gucken Sie sich seine Stiefel an. Sie sind an den Fersen aufgerissen. Das spricht dafür, dass ihn das Weibchen über eine gute Strecke mit sich geschleift hat, nachdem sie ihn getötet hatte. Sehen Sie sich die Risse im Hemd an, auf der Brust. Dort hat ihn das Tier mit den Zähnen gepackt, um ihn mit sich zu zerren. Armer Gringo. Sein Tod muss grauenvoll gewesen sein. Sehen Sie sich die Verletzung an. Eine der Krallen hat ihm die Halsader zerfetzt. Er muss eine halbe Stunde mit dem Tod gerungen haben, während das Weibchen sein hervorsprudelndes Blut getrunken hat. Danach hat ihn das kluge Tier bis ans Flussufer geschleift, damit er nicht von den Ameisen aufgefressen wurde, und ihn mit Urin markiert. Als die Shuar die Leiche entdeckt haben, war die Raubkatze wahrscheinlich auf der Suche nach dem Männchen. Lassen Sie die Shuar gehen und

bitten Sie sie, die Goldsucher zu warnen, die am Ufer ihr Lager aufgeschlagen haben. Eine vor Kummer wahnsinnige Raubkatze ist gefährlicher als zwanzig Mörder zusammen.«

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Bürgermeister davon, um den Bericht für die Polizeiwache in El Dorado zu schreiben.

Die Luft wurde immer wärmer und drückender. Sie blieb wie ein unangenehm klebriger Film an der Haut haften, und mit ihr wehte aus dem Regenwald die Ruhe vor dem Sturm herüber. Der Himmel würde jeden Moment seine Schleusen öffnen.

Aus dem Bürgermeisteramt hörte man das schwerfällige Tippen einer Schreibmaschine, während ein paar Männer die Kiste für den Transport des Toten vorbereiteten, der vergessen auf den Holzplanken des Stegs ausharrte.

Fluchend blickte der Kapitän der Sucre zum schmutzig grauen Himmel hinauf und verwünschte den Toten. Er übernahm es selbst, den Boden der Kiste mit einer Schicht Salz zu bedecken, obwohl er wusste, dass es nicht viel bringen würde.

Eigentlich hätte man mit dem Toten das tun müssen, was man mit jedem Menschen tat, der im Dschungel starb und den man aufgrund absurder Rechtsvorschriften nicht einfach auf einer Urwaldlichtung zurücklassen konnte: ihn mit einem kräftigen Schnitt vom Hals bis zur Leiste öffnen, die Eingeweide entfernen und die Leiche mit Salz auffüllen. Auf diese Weise blieb sie bis zum Ende der Reise ansehnlich. Aber in diesem Fall handelte es sich um einen vermaledeiten Gringo, und sie würden ihn im Ganzen befördern müssen, mitsamt den Würmen, die ihn von innen auffraßen, und bei der Ankunft des Schiffs wäre er nur noch ein widerlich stinkender Sack voller Körpersäfte.

Der Zahnarzt und der Alte hockten auf den Gasflaschen und sahen zu, wie der Fluss vorbeiströmte. Ab und zu reichten sie einander die Flasche Frontera und rauchten Zigaretten aus festen Tabakblättern, die trotz der Feuchtigkeit nicht ausgingen.

»Alle Achtung, Antonio José Bolívar! Da ist seiner Exzellenz doch glatt die Spucke weggeblieben. Ich wusste gar nicht, dass ein Detektiv in dir steckt. Du hast ihn vor allen bloßgestellt, und er hat es nicht anders verdient. Ich hoffe, die Jíbaros verpassen ihm irgendwann einen Giftpfeil.«

»Seine Frau wird ihn umbringen. Sie häuft Hass an, hat aber noch nicht genug beisammen. Das braucht Zeit.«

»Ach, schau mal, über der ganzen Aufregung mit dem Toten hätte ich es fast vergessen: Ich habe dir zwei Bücher mitgebracht.«

Die Augen des Alten begannen zu leuchten.

»Liebesgeschichten?«

Der Zahnarzt nickte.

Antonio José Bolívar Proaño las Liebesromane, und der Zahnarzt versorgte ihn bei jedem seiner Besuche mit Lesestoff.

»Sind sie traurig?«, fragte der Alte.

»Man heult Rotz und Wasser«, versicherte der Zahnarzt.

»Mit Leuten, die sich aufrichtig lieben?«

»So wie noch nie jemand geliebt hat.«

»Leiden sie sehr?«

»Ich konnte es kaum ertragen«, antwortete der Zahnarzt.

Doch Doktor Rubicundo Loachamín las die Romane nicht.

Als ihn der Alte gebeten hatte, ihm Bücher mitzubringen, und dabei ausdrücklich auf seine Vorliebe für Geschichten voller Leid und unglücklicher Liebe, aber mit gutem Ausgang hingewiesen hatte, sah sich der Zahnarzt einem schwer zu erfüllenden Auftrag gegenüber.

Er war sicher, sich bis auf die Knochen zu blamieren, wenn er in Guayaquil eine Buchhandlung betrat und bat: »Geben Sie mir einen todtraurigen Roman mit viel Liebeskummer und einem Happy End.« Man hätte ihn für eine alte Schwuchtel gehalten. Und dann fand er die Lösung unverhofft in einem Hafengebäude.

Der Zahnarzt mochte die schwarzen Frauen, weil sie Worte zu sagen wussten, die einen ausgeknockten Boxer wieder aufrichten konnten, und weil sie im Bett nicht schwitzten.

Eines Nachmittags vergnügte er sich mit Josefina, die aus Esmeraldas stammte und deren Haut so straff war wie das Fell einer Trommel, als ihm auf der Kommode ein Bücherstapel ins Auge fiel.

»Du liest?«, fragte er.

»Ja, aber langsam«, antwortete die Frau.

»Und welche Bücher magst du am liebsten?«

»Liebesromane«, erwiderte Josefina und zählte daraufhin die gleichen Vorlieben auf wie Antonio José Bolívar.

Seit jenem Nachmittag betätigte sich Josefina neben ihren Pflichten als Freudenmädchen zusätzlich als Literaturkritikerin und wählte alle sechs Monate zwei Romane aus, die ihrer Ansicht nach das größte Leid versprachen und die Antonio José Bolívar Proaño später in der Abgeschiedenheit seiner Hütte am Río Nangaritza lesen würde.

Der Alte nahm die Bücher entgegen, begutachtete die Einbände und erklärte, dass sie ihm gefielen.

In diesem Moment wurde die Kiste unter dem wachsamen Blick des Bürgermeisters an Deck gehievt. Als er den Zahnarzt sah, schickte er einen Mann zu ihm hinüber.

»Der Bürgermeister lässt ausrichten, dass Sie die Steuern nicht vergessen sollen.«

Der Zahnarzt übergab ihm die Scheine, die er schon bereithielt, und sagte: »Wie kommt er denn auf die Idee? Richte ihm aus, dass ich ein rechtschaffener Bürger bin.«

Der Mann ging zurück zum Bürgermeister. Der Dicke griff nach den Scheinen, ließ sie in seiner Tasche verschwinden, sah zum Zahnarzt hinüber und hob zum Gruß eine Hand an die Stirn.

»Hat die Steuerfalle bei Ihnen also auch zugeschnappt«, bemerkte der Alte.

»Zugebissen. Die Regierungen leben von den hinterhältigen Bissen, die sie den Bürgern verpassen. Gut, dass wir es nur mit einem kleinen Kläffer zu tun haben.«

Sie rauchten und tranken noch ein paar Schlucke, während sie zusahen, wie die grüne Ewigkeit des Flusses vorbeiströmte.

»Du wirkst nachdenklich, Antonio José Bolívar. Raus mit der Sprache.«

»Sie haben recht. Mir gefällt diese Sache ganz und gar nicht. Die Schleimschnecke hat bestimmt vor, eine Treibjagd zu veranstalten, und will mich dafür einspannen. Nein, das gefällt mir gar nicht. Haben Sie die Wunde gesehen? Ein gezielter Prankenhieb. Es muss ein großes Tier sein, mit bestimmt fünf Zentimeter langen Krallen. Selbst wenn es ausgehungert ist, hat ein solches Raubtier noch enorme Kraft. Außerdem setzt bald der Regen ein und wird seine Spuren verwischen. Und der Hunger macht es listiger.«

»Du kannst dich weigern, an der Jagd teilzunehmen. Für solche Strapazen bist du etwas alt.«

»Glauben Sie das nicht. Manchmal kriege ich sogar Lust, noch einmal zu heiraten. Vielleicht überrasche ich Sie demnächst mit der Bitte, mein Trauzeuge zu werden.«

»Mal unter uns, wie alt bist du denn, Antonio José Bolívar?«

»Zu alt. Um die sechzig, wenn man meinen Papieren glaubt, aber wenn man bedenkt, dass ich längst laufen konnte, als meine Geburtsurkunde ausgestellt wurde, gehe ich wohl auf die siebzig zu.«

Die Schiffsglocke kündigte an, dass die Sucre ablegen würde, und zwang sie, Abschied zu nehmen.

Der Alte blieb auf dem Steg, bis eine Flussbiegung das Schiff verschluckte. Dann beschloss er, an diesem Tag mit niemandem mehr zu reden, nahm sein Gebiss heraus, wickelte es in das Taschentuch und schlug den Weg zu seiner Hütte ein, die Bücher an die Brust gedrückt.